

„Ich dachte, dass ich früh sterbe.“

Flensburg
erschieden in „Max“
Juli 2003

*Immer erst am Morgen/
Verfliegen meine Sorgen/
Die Sonne geht auf/
Und ich fühl mich hellblau.*
Kim Frank

„Ich dachte, dass ich früh sterbe.“

Kim Frank wirkt wie ein verletzter Junge. Mehrmals in der Minute fasst er sich an die Nase und schiebt zugleich die Oberlippe hoch. Er macht das immer, wenn ihn Selbstzweifel plagen. Frank wiegt 15 Kilo zuviel. Er lebt in der Nacht, weil in der Nacht Melodien in seinem Kopf spielen, die er festhalten will. Deshalb ist seine Haut grau und die Ringe unter seinen Augen sind tief. Die Haare hängen über die Schultern, er will sie erst abschneiden, wenn die „dunkle Zeit“, wie er sie nennt, überstanden ist.

Lange ist es nicht her, da verkörperte Kim Frank die Sehnsucht Deutschlands nach einem echten, eigenen Popstar. Er sang so intensiv wie Rio Reiser und sah dabei hübsch aus wie einer von den Backstreet Boys. Er lächelte mit der Unschuld eines Teenagers und wirkte trotzdem verrückt wie ein Rocker. Er schlief mit den schönsten Frauen, und selbst, wenn nicht, genügte der Verdacht für die Titelseite.

Er war charmant und naiv und arrogant zugleich. Er war der Sänger einer Band, die aus einer Schulaula in Flensburg auf Platz 1 der Charts geschafft hatte, und alle, alle wollten ein Stück von diesem Traum. Für ihre Shows, für ihre Interviews, für ihre Eitelkeit. So läuft das Spiel, die Regeln sind für alle gleich. Und es gibt keine Ausnahmen, und es ist egal, ob der Spieler wie Kim Frank mit 16 einsteigt.

Der Nachmittag ist spät, doch für Kim Frank hat der Tag gerade erst begonnen. In seinem Wohnzimmer riecht es nach selbstgedrehten Zigaretten und Gras. Frank lehnt sich in eine breite Couch, und wenn er den Kopf nach rechts dreht, kann er die Sonne auf der Ostsee funkeln sehen. Durch die geöffnete Terrassentür dringt das Blöken eines Schafs. Der Soloauftritt zieht sich hin. Frank lacht. Er wirkt einen Moment lang sehr glücklich.

„Kim, du siehst besser aus, als manche behaupten“, sage ich.

„Was sagen sie denn?“, fragt er.

„Dass du ein Wrack bist. Dass du dich mit Drogen vollpumpst.“

Frank versucht zu lächeln, doch es bleibt in einem Mundwinkel stecken.

„Mir geht es wieder gut. Es ist jetzt nicht die Zeit, über Frisuren nachzudenken oder mein Gewicht. Dass man so schlecht über mich redet, verstehe ich nicht. Können die mich nicht einfach in Ruhe lassen?“

Seit fast einem Jahr lebt er am Rande eines Dorfes nördlich von Kiel, das keinen Namen tragen soll. Im Hof des umgebauten Bauernhofs spendet eine mächtige Kastanie Schatten. Die Nachbarn sind eine reizende, alte Dame, die frisch gekochte Marmelade vorbei bringt, einige Feriengäste, die zu Bett gehen, wenn er aufsteht, und das laute Schaf. Zum nächsten Supermarkt sind es zehn Autominuten. Wenig in seiner Zuflucht, in der mehr Filme herumliegen als in mancher Videothek, erinnert an sein altes Leben. Außer vielleicht die „Goldene Europa“. Sie steht auf dem Klo. In der Abgeschlossenheit

will Kim Frank Kraft sammeln und die dunkle Zeit überstehen. Er arbeitet an neuen Songs. Von hier aus will er zurück, noch einmal von vorne anfangen, und dabei mitnehmen, was hinter ihm liegt.

Frank klingt sehr wehmütig, wenn er aus der Anfangszeit von „Echt“ erzählt, der „Superzeit“, der „tollen Zeit“. Wäre das Leben ein Videoband, würde er jetzt zurückspulen. Zurück in die Tage, als sie als während eines Austauschprogramms der Schule durch den Norden Englands fuhren und Schülersprecher Jonas, ihr Manager, in den fensterlosen Kleinbus rief: „Leute, das ist Rock’n Roll!“ Bei seinen Erzählungen vergisst Frank sogar für einige Minuten, sich an die Nase zu fassen und die Oberlippe aufzuwerfen.

Sie hatten es damals geschafft, von der Unterstufenband „7up“, die in der Fußgängerzone von Flensburg auftrat und den Erlös in Pizza investierte, auf die Titelseiten und in die Charts. Sie taumelten von Erfolg zu Erfolg und trafen all die berühmten Gesichter, die sie nur aus dem Fernsehen kannten. Sie staunten, dass auf Dieter Thomas Heck in den Moderationspausen eine brennende Marlboro und ein frisch gezapftes Holsten warten. Sie lachten, als sie die Wahrheit unter Wolle Petrys Freundschaftsbänder erfuhren.

In der Musik fand er einen Halt, eine Art zu Hause, das er immer vermisste. Seinen Vater hat er nur drei oder viermal gesehen, er nennt ihn mit dem schlimmsten Wort, das für einen Vater zur Verfügung steht, er nennt ihn: „Erzeuger.“ Seine Mutter übernachtete auf der Couch im Wohnzimmer, weil die Wohnung so eng war. Morgens ging sie putzen und abends Pakete werfen, um die Familie durchzukriegen.

Gestern abend besuchten wir Fruerlund, den Arbeiter-Stadtteil auf einem Hügel von Flensburg, in dem er aufwuchs. Frank, der sonst mit gebeugtem Rücken schlurft, beschleunigte seine Schritte, dass man ihm kaum folgen konnte. Er lief die Straßen entlang, vorbei an den grauen Häusern, vor denen Kleinwagen auf breiten Reifen parken. Er zeigt den alten Briefkasten, den „Echt“-Fans mit Herzchen und „Kim“-Kritzeleien verzierten, er rief „Hier komme ich her!“ es klang trotzig und stolz. Er verschwand sogar im Gebüsch, um den Schleichweg wieder zu finden, den er damals immer in den Volkspark genommen hatte.

Er war so verspielt wie ein Kind. Wie einer, der 21 ist, und der sich für einige Minuten seine gestohlene Jugend zurück holen will.

Denn was alles auf „Echt“ einstürzte, können vielleicht Boris Becker oder Franziska von Almsick ermessen. Wie das sein muss, gerade noch ein Kind gewesen zu sein, und nun der ganzen Welt entgegentreten zu müssen. Denn endlich gab es eine deutsche Boygroup, endlich eine deutsche Antwort auf „Take That“. Die Begeisterung war himmelweit, und Frank auf einer Weltreise durch alle Gefühle: „Wir waren Jungs aus der Kleinstadt, und auf einmal hatten wir alles: Mädchen, Freiheit, Rock’n Roll.“

Die Band spielte und spielte und spielte, 300 Konzerte im ersten Jahr, 160 im zweiten. Kim Frank ließ keine Aftershow-Party aus und fühlte sich abwechselnd als Insasse eines Arbeitslagers und als Besucher im Paradies. Der Erfolg schien unbegrenzt, als das Album „Freischwimmer“ auf Platz 1 kletterte. Frank war längst Dauergast auf sämtlichen Kanälen und in allen Klatschspalten. Draußen ist es jetzt dunkel, als Frank die Terrassentür öffnet, durch den Garten geht, der noch von der Hitze des Sommertages dampft, und die Stufen hinauf zum Tonstudio nimmt. Das Studio ist so groß wie eine kleinwagentaugliche Garage und gehört Andreas Puffpaff, „Puffy“, dem ehemaligen „Echt“-Bassisten. Mit seiner Hilfe nimmt Frank seine Songs auf. Ende des Jahres soll das Album erscheinen. Acht Lieder sind fertig, die Skizzen für einige andere warten in einer Kladde, die „Kims Gedächtnis“ heißt. „Meine Musik soll von der Tragik des Lebens berichten, aber ein Lächeln soll dabei zu hören sein.“

Kim Frank hat Angst. Dass es schief geht. Dass sie ihn zerreißen. Sie: Kritiker, die Fans, Journalisten, und auch die Frau hinter der Kasse im Supermarkt. Dass sie in ihm etwas sehen wollen, was er nicht

ist, nicht sein will, nicht sein kann. Oder, noch schlimmer: Dass sie ihm keine Chance geben, weil er doch mal in einer Teenie-Band sang. Weil er der ist, der in der „Harald Schmidt-Show“ vorgab, keine Ahnung zu haben, wer oder was die Taliban sind.

Nach manchen Nächten findet er vor Furcht keinen Schlaf. Dann fragt er sich, was er anders machen kann, obwohl er weiß, dass er keine andere Wahl hat. Wenn sie ihn nur nicht wieder rupfen! Ihn beerdigen! Ihm auf die Fresse geben! Er benutzt viele Ausdrücke für das Scheitern. Er hat sie alle schon gehört.

Als damals die bösen Schlagzeilen aufzogen, wegen der Drogen, wegen der Frauen, und weil „Echt“ sich von den braven Jungs zu echten Popstars entwickelt hatten, war er viel zu sensibel, es alles von sich abprallen zu lassen. Er kapselte sich ab und lebte in einer eigenen Welt, deren Rhythmus der Weckanruf des Tourmanagers festlegte. Auf Tourneen wusste er nicht, ob sie gerade in Castrop-Rauxel oder in Berlin spielten und ob es Sonntag oder Mittwoch war. Es war ihm egal.

Frank fühlte sich beobachtet wie ein Tier im Zoo, begafft, bestaunt, im Käfig gehalten. Während einer Party in Hamburg erlitt er einen Nervenzusammenbruch. Er setzte sich auf den Boden, mitten im Raum, senkte den Kopf, und nahm die Welt nur noch als verschwommenen Film war. Seine Freundin setzte ihn in ein Taxi. Hilfe durch einen Psychologen gab es erst später.

Das Gefühl, verfolgt zu werden, steigerte sich. Während eines Auftritts im Ruhrgebiet traf ihn eine Bierflasche am Kopf. Die Erinnerung daran schmerzt bis heute mehr, als es die klaffende Platzwunde tat. Morddrohungen gingen ein. Seine Leibwächter inspizierten jeden Raum, bevor er ihn betreten durfte. Acht Polizisten streiften während der Live-Konzerte in Zivil durchs Publikum. Hinter der Bühne parkte ein Krankenwagen, der Konserven mit Frank Blutgruppe an Bord führte.

„Ich dachte mal, dass ich früh sterbe“, sagt Kim Frank in die Stille des Tonstudios.

„Wie meinst du das?“

„Mit 24.“

„Warum?“

„Ich dachte, es kann einfach alles nicht gut gehen.“

„Was konnte nicht gut gehen?“

„Ich dachte, dass mir was passiert. Dass ich an Aids sterbe.“

Neid zerfraß die Kraft, die die Band früher einte. „Recorder“, das erste eigenkomponierte Album, klingt entsprechend und fand keine Freunde. Die Tournee musste abgebrochen werden, weil „Echt“ kaum jemand hören und sehen mochte. In Graz kamen noch 100 Leute. Frank lugte durch den Vorhang und schleppte sich dann auf die Bühne, mitten hinein in seinen Alptraum.

Die Gründe, warum „Echt“ die Chancen wegwarfen, die sie sich hart erarbeitet hatten, versucht Frank wortreich zu analysieren. Aus jedem Wort spricht seine Enttäuschung.

Er macht sich Vorwürfe, versagt zu haben. Er denkt, dass von ihm immer alles verlangt wird, seit der sechs Jahre alt ist, seit er die Verantwortung für seine Mutter spürte, die so viel von ihm erwartete.

Die hoffte, dass er anders werde als sein Vater. So war das immer in seinem Leben: „Wenn ich nicht perfekt funktioniere, wenn ich nicht voll da bin, bricht alles auseinander.“

Mit der Auflösung der Gruppe begann für ihn eine Zeit ohne Weg und ohne Ziel. Er verlor nicht eine Band, er fühlte sich, als habe er seine Familie verloren. Frank zweifelte, ob er jemals wieder singen sollte, zweifelte an sich, verzweifelte an der Hölle, die man über ihn schüttete und fühlte sich schwach und krank. „Es war wie heftiger Liebeskummer, der nicht nachlassen wollte.“ Frank weinte lange Stunden und litt unter Magenbeschwerden, deren Ursache kein Arzt entdecken konnte.

Vermeintliche Freunde halfen ihm nicht. „Das war die schlimmste Erfahrung: Dass einige nach mir traten, als ich längst am Boden lag.“ An manchen Tagen fehlte ihm die Kraft, das Bett zu verlassen. Schließlich folgte er einer Einladung nach Tokio, irrte durch die Stadt, die keinen Anfang und kein Ende hat, und fühlte sich in der Anonymität jeden Tag ein wenig freier. Nach seiner Rückkehr begann er zunächst, wieder zu fotografieren. Und er beschloss, auf mit der Musik neu zu starten. Weil er Musik schreiben muss. Weil er sich so selbst einen Halt gibt.

Seine Lieder, die jetzt von den Wänden des Tonstudios widerhallen, verströmen einen grenzenlosen Optimismus, eine so durchdringende Kraft, dass man Kim Frank ansieht und sich fragt, ob irgendwo tief in ihm, diesem blassen Nachtwesen mit den langen Haaren, ein zweites Ego wohnt. Und niemand anderes kann singen wie er.

In einer Pause klopft es an der Tür und „Flo“ kommt herein, er war der Schlagzeuger von „Echt“. Ihre Begrüßung wirkt herzlich, beinahe zu herzlich. Flo berichtet, wie es im Kindergarten läuft, in dem er gerade seinen Zivildienst leistet. Zwei ehemalige „Echt“-Musiker sind momentan als Zivis tätig, einer arbeitet als Tontechniker, einer steuert ein Tonstudio und einer ist Kim Frank von Beruf. Manchmal sehen sie sich noch, so oft, wie man alte Freunde, von denen man sich entfremdet hat, eben sieht. Flo hört den neuen Songs zu. Er nickt anerkennend: „Klingt sehr positiv. Klingt gut. Echt gut“ Frank lächelt vor Freude. Er wirkt sehr verletzlich. Den lässigen Popstar gibt es nur auf alten Postern.

Stunden später, die Sonne ist gerade aufgegangen, schlendern wir den Weg zum Strand hinunter. Die Luft riecht unglaublich klar und die Ostsee sieht aus wie auf einer Postkarte, die man nicht verschicken würde, weil sie viel zu kitschig ist. Wir sitzen auf einem Stein und sehen schweigend hinaus aufs Wasser. Ein Betrunkener torkelt von der Dorfdisko nach Hause. Zwei alte Männer, die bis zur Brust in Anglerhosen stecken, brummen „Moinmoin“ und stampfen in die See. Sie tragen Benzinkanister.

Kim Frank sieht ihnen zu, wie sie an Bord ihrer Motorboote klettern und ins Morgengrauen knattern. Er sagt:

„Was mache ich bloß, wenn es nicht funktioniert? Es steckt alles drin, was ich habe: Mein letztes Geld und meine Seele. Meine ganze Vergangenheit. Alles.“

Schweigen.

„Wenn es keine Liebe zurück gibt: Wo bekomme ich dann welche her?“